

Germanicus. Rom, Germanien und die Chatten. Herausgegeben von Kai Ruffing. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2021. 406 Seiten mit 40 Schwarzweißabbildungen.

Jubiläen sind starke Stichwortgeber geschichtswissenschaftlicher Beschäftigung. Sie sind Teil einer kalenda-

risch getakteten Erinnerungskultur, die anlassbezogen historische Themen aus der akademischen Studierstube heraus in die Öffentlichkeit holt. Die öffentliche Aufmerksamkeitsökonomie erfordert anscheinend ständige Themenwechsel – und ist damit auch ein publizistisches Geschäftsmodell –; man denke nur an die vielen Publikationen zu zweitausend Jahre Varusschlacht oder zweitausend Jahre Tod des Augustus. 2015 und in den folgenden Jahren lieferte der römische Thronaspirant Germanicus ebenfalls so einen Anlass. Hier ist das zu besprechende Buch einzureihen. In den Jahren 2015/2016 veranstalteten die Universität Kassel und die Volkshochschule der Region Kassel die Ringvorlesung ›2000 Jahre Germanicus-Feldzug‹. Die Vorträge sind nun als Sammelband veröffentlicht. Der Herausgeber Kai Ruffing skizziert im Vorwort und in seinem einführenden ersten Kapitel die Themenstellung des vorliegenden Bandes: Die Rezeption von Geschichte und damit die landläufigen Geschichtsbilder liegen im Spannungsfeld von fachwissenschaftlicher historischer Rekonstruktion einerseits und Erinnerungskultur andererseits, die anhand lokaler Bezüge eine identitätsstiftende Wirkung entfaltet. Das Thema ist wohlgesetzt, und die folgenden neun Kapitel nähern sich diesem Spannungsfeld aus unterschiedlichen Richtungen.

Den Auftakt macht Roland Steinacher, der sich mit dem antiken Germanenbegriff befasst und ihn zwischen Konstruktion und Realität verortet. Der römische Germanenbegriff steht in einer langen Tradition griechischer und römischer Fremdvölkerbezeichnungen; er ist aus der Perspektive römischer Weltsicht formuliert, nicht aus derjenigen der Bezeichneten. Als *Interpretatio romana* bezieht er seine Intention aus dem Spannungsfeld von römischer Außen- und Innenpolitik. Der Autor zeigt die Genese des Begriffes im ersten vorchristlichen Jahrhundert auf, seine inhaltliche Ausgestaltung durch Cäsar und später durch Tacitus sowie die seit dem zweiten Jahrhundert einsetzende retrospektive Funktion des Germanennamens. Wie Steinacher näher ausführt, wächst sich der Germanen-Begriff durch die vom fünfzehnten Jahrhundert an einsetzende Germanen-Rezeption zu einem wirkungsmächtigen Problem aus. Erst in der historisierenden Verwendung mutierte der Begriff zu einem identitätsstiftenden Volksbegriff, der er in der Antike nie war. Einleitend formuliert Steinacher bereits, dass eine sachlich korrekte Verwendung des Germanen- und Germanienbegriffs in der historischen und archäologischen Forschung an den antiken römischen Kategorien ihrer Bestimmung ansetzen muss. Wie das erfolgreich in die jeweilige Forschungspraxis übertragen werden kann, bleibt im Beitrag allerdings weitgehend offen. Der Verfasser bewegt sich im Konsens weiter Teile der Geschichtswissenschaft; er gibt damit zwar keine neuen Einsichten, als Auftakt im vorliegenden Buch leistet er jedoch einen wichtigen Beitrag, denn Geschichtsbilder müssen sich immer an ihren zugrundeliegenden zentralen Begriffen messen lassen.

Der zweite Beitrag ist ein ebensolcher Grundlagen-text. Ist der römische Feldherr Germanicus Titelgeber

und Kristallisationspunkt des Buches, so sind die Feldzüge des Germanicus in Germanien notwendigerweise in den Kontext der römischen Germanienpolitik einzuordnen – und auch nur aus dieser heraus zu verstehen. Patrick Reinhard führt in die betreffende römische Strategie von Cäsar bis Tiberius ein. Der Verfasser liefert eine ausführliche Verlaufsgeschichte, die vor allem durch militärische Auseinandersetzungen und für die Römer durch eine anhaltende Bedrohungslage geprägt ist. Auf 75 Textseiten referiert Reinhard die Ereignisse zwischen 58 v. Chr. und 16 n. Chr.; die geschichtswissenschaftliche Literatur ist reich an solchen Beschreibungen.

Interessant ist hier weniger die Ereignisfolge als die Bewertung der Vorgänge im Ringen um Verständnis der römischen Germanienpolitik und deren Ziele. Reinhard selbst stellt das römische Vorgehen in eine defensiv ausgerichtete Strategie zur Sicherung der römischen Grenze im Nordwesten des Reiches und letztlich zur Sicherung der römischen Herrschaft in Gallien. Allein in der kurzen Phase unter Drusus und Germanicus, vielleicht auch noch unter Ahenobarbus möchte er weitergreifende Expansionsbestrebungen sehen. In der geschichtswissenschaftlichen Fachdiskussion gibt es durchaus Stimmen, die für eine offensive Ausrichtung der frühen römischen Germanienpolitik sprechen. Lesenswert ist hierzu die Diskussion von Dieter Timpe (*Zur Geschichte der Rheingrenze zwischen Caesar und Drusus*. In: E. Lefèvre [Hrsg.], *Monumentum Chiloniense. Studien zur augusteischen Zeit*. Festschr. Erich Burck [Amsterdam 1975] 124–147), Reinhard Wolters (*Römische Eroberung und Herrschaftsorganisation in Gallien und Germanien. Zur Entstehung und Bedeutung der sogenannten Klientel-Randstaaten*. *Bochumer Hist. Stud., Alte Gesch.* 8 [Bochum 1990] hier 142–151) und Armin Eich (*Der Wechsel zu einer neuen grand strategy unter Augustus und seine langfristigen Folgen*. *Hist. Zeitschr.* 288, 2009, 561–611). Es gibt inzwischen eine kaum zu übersehende Zahl an Hypothesen zur römischen Germanienpolitik und den politischen sowie militärischen Zielen der Okkupationszeit. Christian Hänger (*Die Welt im Kopf. Raumbilder und Strategie im Römischen Kaiserreich*. *Hypomnemata* 136 [Göttingen 2001] hier 226–230) hat die verschiedenen Ansätze in seiner Dissertation systematisiert und in der Diskussion eine römische Weltherrschafts-, Raumordnungs- und Abschreckungspolitik unterschieden.

Der Beitrag gibt hierin keine Einblicke, sondern folgt stringent dem Narrativ des Autors, der seine Aussagen mit bestätigenden Literaturziten unterlegt. Das mag im Rahmen einer populärwissenschaftlichen Veröffentlichung funktionieren, nicht jedoch in einer wissenschaftlichen Reihe. Der vorliegende Band ist immerhin in der Serie des Kohlhammer Verlags ›Geschichte in Wissenschaft und Forschung‹ erschienen – wobei man hier schon stutzt, wie das additive »und« zu verstehen ist; ist Forschung denn nicht zwingend integraler Bestandteil von Wissenschaft und eben nicht ein ergänzender? Die Literaturliste ist opulent, und dennoch vermisst man vieles, etwa die genannten Arbeiten von

Timpe, Eich und Hänger. Für viele Aussagen wird ein antiker Quellenverweis gegeben und dem noch eine weitere fachwissenschaftliche Referenz hinzugefügt. Da diese oft auch nur den Inhalt der antiken Textstelle referiert, entsteht dadurch weder Erkenntnisgewinn noch wird diese Passage kritisch reflektiert.

Man hätte sich vielfach mehr Diskussion gewünscht. Es seien hier nur zwei Beispiele aus dem persönlichen Arbeitsfeld des Rezensenten genannt. Reinhard streift kurz die Kritik an der Deutung des Fundplatzes von Kalkriese als Ort der historischen Varusschlacht und resümiert, dass »eine zu engstirnige Festlegung auf Kalkriese als definitive Örtlichkeit der Varusschlacht nicht ratsam ist« (S. 90). Wie wahr! Engstirnigkeit ist niemals ratsam. Der Kontroverse wird mit der Belehrung ebenfalls keine Rechnung getragen. Und wenn einige Textpassagen weiter lapidar betont wird, dass es gute Gründe an der Verbindung der Kalkrieser Knochengruben mit der literarisch überlieferten Bestattung der Toten der Varusschlacht zu zweifeln gibt (S. 98f. Anm. 332), dann wäre eine kurze Nennung dieser Gründe zu erwarten, wenigstens die Nennung entsprechender Literatur – denn die ausschließlich zitierte Literatur stellt diese Verbindung gerade explizit her.

In dem folgenden Beitrag gibt Armin Becker ein Update der neueren archäologischen und althistorischen Diskussion zu den Chatten, die in der erklärten Regionalperspektive ein zentraler Bezugspunkt für den zu besprechenden Band sind. Gerade die archäologische Forschung hat in den letzten zwanzig Jahren wichtige neue Impulse gegeben; hier ist natürlich an erster Stelle der Fundplatz von Waldgirmes zu nennen. Die historischen Chatten sind gerade in ihren Anfängen nur schwer zu fassen; in der Okkupationszeit scheinen sie eher zu den romfreundlichen Stämmen gehört zu haben – und auch ihre Rolle in der Varusschlacht ist nicht wirklich greifbar. Erst aus den militärischen Reaktionen der Römer wird eine Gegnerschaft abgeleitet. Hier sollte ein Gedanke von Torsten Mattern (Regionale Differenzierungen in den augusteischen Germanienfeldzügen. In: Kai Ruffing, Armin Becker und Gabriele Rasbach [Hrsg.], *Kontaktzone Lahn. Studien zum Kulturkontakt zwischen Römern und germanischen Stämmen* [Wiesbaden 2010] 67–75, bes. 72–75) Berücksichtigung finden: Dieser erwägt aufgrund der archäologischen Befundlage im Lahnggebiet und in der Wetterau – zivile Siedlung(en), keine durch Lager erschlossene Militärpräsenz –, dass von einer anderen Situation als im Lippegebiet auszugehen ist. Dies könnte in der römischen Durchdringung Germaniens auf regional differenzierte Vorgehensweisen und ein vergleichsweise besseres Verhältnis der Römer zu den Chatten schließen lassen. Der Verfasser präsentiert drei interessante Karten, die die Aktionsradien der römischen Armee darstellen. Diese zeigen, dass Hessen operativ vom Rhein aus voll erfasst werden konnte. Für weitgreifende Aktionen bedurfte es jedoch Versorgungsbasen im Land, die es mit dem Lager von Rödgen ja auch gegeben hat.

Becker diskutiert die Aufmarschsituation für die Drusus-Feldzüge sowie die geplante Kampagne gegen Marbod. Gewünscht hätte man sich diese Diskussion auch für die Auseinandersetzungen unter Germanicus. Diese entsprechen weitgehend der Situation unter Drusus, doch hätte es deutlich gemacht, dass für die geplanten Schläge gegen die Cherusker das chattische Gebiet eine strategisch günstige Position bot. Dies könnte auch die wiederholten Militärexpeditionen gegen die Chatten unter Germanicus erklären – weniger aus der Gegnerschaft in der Varusschlacht als aus der geographischen Lage als zu sicherndem Durchzugs- und Versorgungsraum. Das Verhältnis zwischen Chatten und Römern wurde, wie der Autor abschließend ausführt, seit dem ersten Jahrhundert konfliktträchtiger, im dritten verlieren sich dann die Spuren der historischen Chatten. Aus diesem Grund sei die unterstellte Identität von Chatten und Hessen nicht mittels Schriftquellen herzuleiten, hier eigneten sich die archäologischen Quellen mit ihren Hinweisen auf Siedlungskontinuitäten besser (S. 135).

Im Gegensatz zum Kapitel von Reinhard ist dieser Beitrag für ein rein wissenschaftliches Publikum geschrieben: Er ist sehr voraussetzungsreich, indem etwa Begriffe wie »Übergangszeit« nicht eingeführt werden oder griechische Zitate unübersetzt bleiben. Die sieben Karten sind für das Textverständnis wichtig, letztlich aber kaum zu gebrauchen: Sie haben eine Mikrofiche-Anmutung, sind viel zu klein, um die kartierten Informationen zu erfassen, und das Druckbild ist so schlecht, dass selbst eine Lupe nicht weiterhilft. Hier hat der Verlag eindeutig am falschen Ende gespart.

Stephan Berke schwenkt mit seinem Beitrag »Haltern und Germanicus« zu dem zweiten bedeutenden römischen Aufmarsch- und Aktionsraum während der Germanicus-Feldzüge: an die Lippe und hier insbesondere nach Haltern. Der Lagerkomplex von Haltern nahm eine zentrale Funktion bei der römischen Okkupation Germaniens ein, ist aber auch bedeutsam für die archäologische Datierung der spätaugusteischen und frühtribeischen Fundplätze in Germanien. Verbunden damit ist die seit langem diskutierte Hypothese, dass Haltern mit dem historischen Aliso identisch sei. Der Autor gibt einen guten Einblick in die historischen Zusammenhänge und die fachwissenschaftliche Diskussion; in der Aliso-Frage bleibt er indifferent.

Sein besonderes Augenmerk gilt dem römischen Friedhof von Haltern, den Berke langjährig archäologisch untersucht hat. Die Nekropole ist eindeutig mehrphasig; es gibt Hinweise für Zerstörungen früherer Grabbauten, die teilweise vorgenommene Einplanung des Gräberareals und die spätere Anlage neuer Gräber über den früheren, die zum Zeitpunkt der Neuanlage nicht mehr sichtbar gewesen sein können. Zerstörung und Einebnung der älteren Gräber sind erklärungsbedürftig. Berke diskutiert zwei Szenarien: eine Zerstörung im Rahmen des »immensum bellum« beziehungsweise eine im Rahmen der Varusschlacht. Der Autor bilanziert: »Lehnt man dagegen als Grund für den Zerstörungshorizont in der Nekropole das im-

mensum bellum ab, ist man gezwungen zu akzeptieren, dass lediglich das folgende Modell möglich ist: eine Zerstörung im Zuge der Varusschlacht und eine erneute Nutzung des Friedhofs in den Folgejahren (S. 181). Damit würde die Belegung Halterns auch erst im Jahr 16 oder 17 n. Chr. enden – mit weitreichenden Konsequenzen für die Datierung anderer Fundplätze in der Region.

Trotz aller gedanklichen Konsequenz will – und kann – man Berke nicht vorbehaltlos zustimmen. Er geht davon aus, dass es im Rahmen der Varuskatastrophe zu Zerstörungen gekommen sein muss. Aufgrund dieser hypothetischen und nicht durch Fakten bestätigten Grundannahme bleibt für ihn nur das genannte Szenario denkbar. Der Verfasser ist ein bekennender Kritiker der Hypothese, dass Kalkriese Ort der Varusschlacht ist, und so schließt er, dass durch seine Befunde aus Haltern eine Identifikation von Kalkriese mit der Varusschlacht nicht mehr zu halten sei (S. 183). Sein vermeintlich bestätigender Verweis auf die jüngste Analyse der Gegenstempel von Reinhard Wolters ist irreführend, da diese Studie die gewünschte Klarheit ebenfalls nicht liefern kann.

Ein Herzstück des Bandes ist sicherlich der einhundertseitige Beitrag von Peter Kehne zur taciteischen Darstellung der Germanicusfeldzüge. In seinem Annalenwerk hat Tacitus die Ereignisse in Germanien 14–16 n. Chr. wie kaum eine andere historische Phase detailreich und extensiv beschrieben, so dass dieser Text bislang das Grundlagenwerk für jede geschichtswissenschaftliche Betrachtung sein musste. Umso erstaunlicher ist es, wie der Verfasser gleich eingangs bemerkt, dass es in annähernd fünfhundert Jahren althistorischer Untersuchungen nicht gelungen sei, eine akzeptable Rekonstruktion dieser Feldzüge vorzulegen (S. 191). Verantwortlich dafür bezeichnet er Textverluste und -fehler, mangelhafte Interpretationen seitens der Rezipienten und eine fehlende Parallelüberlieferung.

Doch das eigentliche Problem macht Kehne bei Tacitus selbst aus. Nach ersten Befunderhebungen und einer Eingangsdiagnose befasst sich Kehne in vier Abschnitten eingehend mit den Aspekten, die seiner Meinung nach zur gravierenden Verzerrung in der Darstellung der historisch vorgängigen Ereignisse geführt haben. Zunächst ist das Germanicus-Bild des Tacitus zu nennen. Der antike Chronist habe eine Kunstfigur geschaffen, die maßgeblich durch die dem Kaiser Tiberius feindliche Historiographie aus der Zeit von Caligula und Claudius geprägt war. Germanicus sei als der strahlende Gegenentwurf zu dem düsteren Tiberius stilisiert worden, so dass die Person des Germanicus und seine Handlungsmotive nur mehr entstellend bewertet würden. Auffällig seien die vielen Sachverhalte, die Tacitus in seinem Werk ausgeblendet habe. Dies liege vor allem daran, dass es ihm nicht um eine geschlossene historische Erzählung gegangen sei, sondern um ein Werk, das erzieherisch wirken sollte – und das in einer verdichteten Kunstprosa verfasst, die einem geschichtswissenschaftlichen Textverständnis vielfach entgegenstehe. Ernst Kornemann hat es bereits zuvor treffend auf den Punkt gebracht:

»Der Künstler Tacitus hat hierin Hervorragendes geleistet, aber den Historiker schwer geschädigt« (zitiert nach S. 217 Anm. 76).

Die Probleme zeigen sich insbesondere bei der Beschreibung geographischer Sachverhalte. Kehne führt eine Autopsie der Feldzugsbeschreibungen durch mit besonderem Blick auf die »pontes longi«, die Wesererkundung 15 n. Chr., die Weserfahrt 16 n. Chr., die Elbe, Idisiaviso sowie den Agrivariwall und kommt zu einem vernichtenden Urteil: »Eine wissenschaftlich verbindliche Rekonstruktion der Germanicusfeldzüge war, ist und bleibt unmöglich« (S. 270). Im Hinblick auf eine lückenlose Rekonstruktion der dreijährigen Kampagne unter Germanicus kann man dem nur zustimmen, dennoch gelingt es dem Verfasser selbst, einzelne Unternehmungen durchaus auch gegen Tacitus neu zu bewerten. Neue Erkenntnisse sind dies jeweils nicht (in großen Teilen bereits 2018 publiziert), denn auch andere hatten diese bereits – allerdings meist nur ausschnitthaft – vor ihm herausgearbeitet. Es ist dennoch das Verdienst Kehnes, die Diskussion hier in eine Gesamtschau zu überführen.

Kehnes Fazit ist bemerkenswert: »Von seiner politischen Wirkung her ist Germanicus irrelevant; und historisch würden wir kaum etwas vermissen, gäbe es Tacitus' Panegyricus nicht« (S. 262). Zukünftig wird sich jede Bewertung der Germanicusfeldzüge an diesem Beitrag messen lassen müssen – und vor diesem zu bestehen haben. Kehne stellt nichts zur Diskussion, sondern liefert eine mit Furor vorgetragene Demonstration. In diesem Sinne subsumiert er abschließend die bisherigen Forschungsarbeiten unter zehn Kategorien, die zumeist wenig schmeichelhaft für die dort eingruppierten Fachkollegen sind. Textgläubigkeit, Unkenntnis, Naivität, Laienhaftigkeit sind die Urteile, die der Autor dort fällt; nur wenige finden seine Gnade. Auch der Autor ist ein bekennender Kritiker der Kalkriese-Hypothese – und so bringt Kehne auch hier wieder keinen Widerspruch dulden- den Verdikte gegen Kalkriese vor. Man muss jedoch widersprechen, dass Kalkriese als Ort der Varusschlacht a priori unhaltbar und inzwischen numismatisch wie archäologisch widerlegt sei (S. 272 Anm. 257) – auch auf die Gefahr hin, in seine Negativkategorien einsortiert zu werden. Hier ist weniger demonstrative Behauptung und mehr offene Diskussion gefordert.

Florian Krüpe vollzieht einen Szenenwechsel. Er befasst sich in seinem Beitrag mit dem Tod des Germanicus in Antiochia, der Heimführung der eingäscherten Leiche, der öffentlichen Trauerhysterie sowie dem Prozess gegen Piso. Die Ereignisse sind gut unter anderem durch Werner Eck untersucht (siehe in der Literaturliste); ergänzend wäre der lesenswerte Beitrag von Andreas Hartmann hinzuzufügen (Germanicus und Lady Di. Zur öffentlichen Verarbeitung zweier Todesfälle. In: Waltraud Schreiber [Hrsg.], Der Vergleich – eine Methode zur Förderung historischer Kompetenzen. Ausgewählte Beispiele [Neuried 2005] 61–126). Folgt man den Darstellungen antiker Autoren, so verursachte der Tod des Germanicus einen gesellschaftlichen Ausnah-

mezustand. Wieder einmal zeigt sich hier die bereits bei Kehne beschriebene Kunstfigur des Germanicus. In den sich überschlagenden Ereignissen infolge des unerwarteten Todes offenbart sich ein Personenkult, für den es im kaiserlichen Rom keinen Raum gab. Kaum mehr zu entscheiden ist, inwieweit die panegyrische Germanicus-Historiographie der folgenden Jahrzehnte in die Geschehnisse quasi postum eingegriffen hat. Dass Germanicus auch heute noch Projektionsfläche und Gegenstand fiktionaler Geschichtserzählungen ist, zeigt der Autor in einem literarischen Exkurs. Geschichte braucht offensichtlich Heldeninszenierungen.

Diesen Faden greift Rüdiger Splitter in seinem Beitrag auf: Er befasst sich mit inszenierten Germanicus-Porträts. Ausgangspunkt seiner Ausführungen ist ein Plakatmotiv der Germanicus-Ausstellung 2015 in Kalkriese, für die der Rezensent verantwortlich zeichnete. Für das Plakat wurden zwei Ansichten unterschiedlicher Bildnistypen des Germanicus zusammengesetzt und graphisch bearbeitet. Dafür gab es seinerzeit bildtechnische Gründe. Die Fragen, die sich für den Autor hieraus ableiten, drehen sich um die verantwortungsvolle Präsentation antiker Porträts. Das ist ein relevantes Thema und bedarf sicherlich ständiger Überprüfung. Der Verfasser stellt die Inszenierung antiker Porträts in eine lange Tradition, die für ihn vielfach eine Hinführung zur pseudowissenschaftlichen Physiognomik war, mit dem Ziel, aus dem Bildnis die Charakterzüge der dargestellten Person zu erschließen. Gerade Germanicus war aufgrund seiner literarischen Darstellung dafür ein dankbares Sujet.

Dem stellt Splitter die Kritik der plastischen Bildnisse entgegen, wie sie die Klassische Archäologie mit ihrem Methodenrepertoire entwickelt hat. Dem ist nichts hinzuzufügen. Selbstverständlich bedarf es einer wissenschaftlich fundierten Bildanalyse. Gerade die sich immer wieder vollziehenden Wechsel in der Identifikation bestimmter Bildnisse mit historischen Personen zeigen die Unsicherheit, die hier nach wie vor besteht. Das Germanicus-Porträt aus Stuttgart, an dem der Autor seinen Beitrag aufhängt, ist so ein Fall. Durch die Bildmanipulation des Plakatmotivs sei ein neues Exemplar des »heroischen Typus« geschaffen worden, so der Verfasser (S. 328).

Wie gehen wir folglich mit antiken Bildnissen um? Splitter geht dieser Frage am Beispiel dreier großer Ausstellungen nach, die sich in den letzten Jahren mit Germanicus beziehungsweise Nero befasst haben. In allen Ausstellungen wurden antike Porträts aus ihrem visuellen Isolationsraum geholt, neu kontextualisiert und szenographisch mitunter verfremdet. Der Autor fremdelt mit diesem Umgang und schließt seinen Beitrag mit dem Wunsch, dass zukünftig antike Bildnisse »stets nach Maßgabe der [...] archäologischen Traditionen und Methoden der Porträtforschung behandelt werden« (S. 333). Selbstverständlich ist eine wissenschaftliche Ausstellung auch den aktuellen wissenschaftlichen Standards verpflichtet, nicht in den Präsentationsstandards, die nur für eine kleine Fachcommunity gelten, jedoch in

Hinsicht auf Wissen und Kritik. Hier ist deutlich zwischen dem Arbeiten an den Objekten und dem Arbeiten mit den Objekten zu unterscheiden. Antike Porträts waren immer Bestandteil politischer Inszenierungen; sie verkraften das. In den beispielhaft genannten Ausstellungen wurden die Porträts in einen szenographischen Kontext gestellt, der den gezeigten historischen Personen beziehungsweise dem Bildträger entsprach – aus dieser Neu- oder Rekontextualisierung können sich durchaus neue Einsichten ergeben.

Der folgende Beitrag von Ulrich Niggemann öffnet ein neues Zeitfenster: Rom und Germanien in der Erinnerungskultur der Frühen Neuzeit. Die beginnende Neuzeit definierte sich, so der Autor, in Bezug auf die Antike; sie habe die Antike erfunden, um sich selbst ein Ziel zu setzen (S. 337). Er untersucht in seinem Beitrag die Wirkmächtigkeit der Antikenrezeption im Kontext politischer Diskurse. Hier verfolgt der Verfasser zwei Diskursstränge: zum einen die Tacitus-Rezeption insbesondere in Italien und Deutschland, die vor allem auf affirmative Anciennität zielte, zum anderen die politische Orientierungsfunktion, die die Antike im revolutionären England des siebzehnten Jahrhunderts erhielt. Antikenrezeption ist Teil einer Erinnerungskultur, deren begriffliche Prägung der Verfasser etwas geschichtsvergessen auf den Gießener Sonderforschungsbereich »Erinnerungskulturen« (1997–2008) zurückführt – hier wären durchaus grundlegend Maurice Halbwachs, Paul Valéry und Jan Assmann zu nennen. Bei der Erinnerungskultur geht es weniger um ein Sich erinnern, mehr um das Erinnern an etwas. Letzteres basiert nicht auf dem Abruf abgespeicherter Informationen, sondern auf der Neukonstitution von Erinnerungsmomenten.

Damit steht auch nicht die Faktizität der Vergangenheit im Vordergrund der Erinnerungskultur, sondern die instrumentelle Aneignung von Vergangenheit: interessengetrieben im Kontext spezifischer Diskurse. Niggemann betont jedoch, dass diese nicht beliebig oder rein fiktional war, denn es gab auch die Notwendigkeit ihrer Plausibilisierung. Rezeptionsweisen waren auch durch die historischen Quellen vorgegeben. Das Beispiel der konträren taciteischen Rezeption in Italien und Deutschland zeigt, wie unterschiedlich die Rezeption mit Bezugnahme auf die gleichen Quellen sein kann. Gerade mit Blick auf die Germanen entstanden hier diametral entgegengesetzte Narrative. Es gibt folglich nicht den einen Blick auf die Geschichte – und dieser Blick sagt auch mehr über die Schauenden als über die Angeschauten aus.

Den Band beschließt Holger Gräf. Auch er befasst sich mit frühneuzeitlicher Rezeption; indem er dabei den Chattenmythos in den Blick nimmt, schließt er den Themenkreis wieder zur regionalen Perspektive des Sammelbandes. Bedenkt man, dass die letzte gesicherte Nennung der Chatten in römischen Quellen aus dem Jahr 213 stammt, die erste verbürgte Nennung der Hessen aus dem Jahr 738, so ist die postulierte Kontinuität zwischen Chatten und Hessen, wie der Autor betont, in der Tat »abenteuerlich« (S. 367). Der Autor durch-

schreitet die Zeit vom sechzehnten bis zum ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert und verfolgt den Wandel des Chattenmythos durch die Zeit. In dem Bedürfnis nach national-territorial fundierten Erzählungen »erfand« die hessische Chronistik der Spätrenaissance die Chatten mehr, als dass sie sie entdeckte. Die Chatten wurden zum ethnischen Substrat der zeitgenössischen Hessen und mit diesen in Eins gesetzt. Für den hessischen Landgrafen stellte sich damit die Erwartung, das Gebiet der alten Chatten zu beherrschen. Bemerkenswert ist, dass das Interesse an den antiken Vorfahren bereits zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zu ersten archäologischen Unternehmungen führte. So sehr sich das Volksverständnis mit der Zeit änderte, so reduzierte sich der geographische Bezugsraum: Heute dienen die Chatten allenfalls noch für eine nordhessische Regionalidentität.

Insgesamt ist ein sehr lesenswertes Buch entstanden, das ein Themenbündel aus unterschiedlichsten Perspektiven betrachtet. Die Beiträge sind in ihrer Art und Güte allerdings sehr heterogen. Es ist fraglich, ob ein Beitrag wie der von Reinhard nach der Lektüre von Kehne noch so durchgehen würde. Der Herausgeber hat in seiner thematischen Einführung den Kreis eröffnet, ohne ihn am Ende zu schließen: Eine Zusammenschau der vielen Aspekte und eine abschließende Bewertung wären wünschenswert gewesen. Es bleibt die Frage, ob Germanicus für die hessische Geschichte und Identität relevant ist. Sicherlich: nein! Das wäre bei einem Buch mit diesem markanten Titel sicherlich als Quintessenz darzustellen gewesen.

Kalkriese

Stefan Burmeister